

Die Unlust am Text: Phänomenologie des Schreibens im Plattformkapitalismus

Nikolaus Lehner

Vielleicht stehen wir heute an der Kippe zum Plattformkapitalismus: Auf den Freelance-Plattformen, auf denen sich Selbstunternehmer*innen jedweder Couleur verdingen, zeichnet sich bereits jetzt ab, wie die Zukunft der Arbeit aussehen könnte. Freelancer*innen durchforsten die Seiten nach passenden Angeboten, immer unter dem Druck, ihren Konkurrent*innen zuvorzukommen. Bezahlt werden allein die erledigten Aufträge, nicht die Zeit der Auftragssuche oder die Arbeitszeit. Es zählt nur das Produkt – im Fall von Texter*innenplattformen in Zeilen- oder Wortgeld abgerechnet –, nicht aber der dieser Arbeit vorausgehende und ermöglichende Zeitverlust, der beispielsweise durch Kund*innenkontakte, Vorbildung und Recherche entsteht. In Großbritannien arbeiten schon heute drei bis sechs Prozent der Erwerbsbevölkerung zumindest einmal pro Woche über derartige Plattformen (vgl. Srnicek 2017).

Als prekär beschäftigter, am äußersten Rand des Universitätsbetriebs gestrandeter Wissensarbeiter schien mir miserabel bezahlte Schreibearbeit zu einem bestimmten Zeitpunkt meines Lebens dafür geeignet zu sein, meine Lage zu verbessern. Möglicherweise war es dieser Gedanke, der mich ursprünglich dazu veranlasst hatte, mich auf diversen Texter*innenplattformen anzumelden.¹ Im Folgenden möchte ich deshalb vor allem versuchen, diese Erfahrungen für eine Analyse des Plattformkapitalismus nutzbar zu machen. Dabei begreife ich meinen Artikel nicht als autoethnografische Studie. Vielmehr handelt es sich um einen Bericht, der die Erfahrung des plattformbasierten, kommerziellen Schreibens im 21. Jahrhundert möglichst anschaulich wiederzugeben versucht. Heute werden überall *Testimonials* bemüht, um ›innovative‹ Arbeitsverhältnisse oder Produkte zu bewerben. Mir geht es mit diesem Text um eine Zeugenschaft, die subjektiv sein mag, die dennoch aber den Anspruch hat, etwas Allgemeines und Wahrhaftiges über unsere Gegenwart auszusagen. Dabei gehe ich davon aus, dass die Subjektivität nicht immer von Nachteil sein muss, um etwas zu erkennen. Das, was uns angeht, fährt uns bis ins Mark, bringt uns zum Lachen oder beschert uns schlaflose Nächte. Es hat keinen Sinn, eine künstliche Distanz zu versuchen und sich aus den Rhythmen des Lebens herauszudenken oder zu behaupten, die schwer greifbaren Stimmungen, Erfahrungen und Sinneseindrücke, die unseren Alltag durchziehen, seien ungeeignet, als Teil sozialer Wechselwirkungen analysiert zu werden. Zumindest meines Erachtens läuft man dabei Gefahr, das Wesentliche zu übersehen. Dennoch braucht es dafür auch die Theorie. Denn es ist die Theorie, die uns dazu verhilft, Erfahrungen nicht einfach stehenzulassen, sondern sie als etwas verstehen zu lernen, das über den Einzelnen und über das Erlebte selbst hinausreicht.

Texter*innenplattformen sind eine spezifische Entwicklung des 21. Jahrhunderts. Das Texten selbst, das vor allem werblichen Zwecken dient, ist ein Berufsbild, das sich im Wes-

ten vor allem im Zuge der Entwicklung des Postfordismus verbreitet hat. Im weitesten Sinne handelt es sich beim Texten um eine Form der kognitiven oder intellektuellen Arbeit. Franco Berardi (2009, 33) beschreibt diesen Umstand beinahe euphemistisch, wenn er über die gegenwärtigen Verhältnisse feststellt, dass in diesen »poets workers applied to advertising, the machine of imaginative production« sind. Tatsächlich finden sich auf den Texter*innenplattformen vor allem Aufträge, bei denen es sich, mit Gernot Böhme (2013, 63) gesprochen, um »ästhetische Arbeit oder Inszenierungsarbeit« handelt: Üblicherweise geht es bei den Aufträgen um das Schreiben von Werbetexten, schmückendes Beiwerk für Firmenseiten, um Presseaussendungen oder kurze Artikel für Blogs und Online-Magazine. Auf den ersten Blick gibt es keinen Auftragsmangel; es scheint, als würden sich pausenlos neue Texte in Angriff nehmen lassen. Schwieriger ist es, Aufträge zu finden, die ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen zeitlichem Aufwand und Bezahlung aufweisen und dennoch nicht sofort verbucht sind. Auf den Plattformen werden Texter*innen weder direkt angestellt, noch haben sie irgendwelche Rechte auf die Erzeugnisse ihrer Arbeit; nicht einmal eine Namensnennung kann eingefordert werden. Die Spuren der Produzent*innen müssen getilgt werden, damit das Produkt – der Artikel oder Blogbeitrag – umso klarer auf sich selbst verweisen kann. Der Text und das beworbene Produkt bilden eine unauftrennbare Einheit, eine fragwürdige Symbiose, die nur durch die Verleugnung der Erzeuger*innen als Fetisch funktionieren kann.

Die *Gig-Ökonomie*² entspricht einem allgemeinen, in der »Wissensökonomie« vorherrschenden Trend: Die Erzeugnisse der Wissensarbeiter*innen werden als intellektuelles Eigentum expropriert und privatisiert, während der »Kapitalist« im Produktionsprozess nur noch als Mittler fungiert (Caffentzis 2013, 106). Zugleich wird die vermittelte Arbeit selbst zum eigentlichen Produkt der Plattformen (vgl. Prassl 2018). Das Outsourcing, das in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die industrielle Produktion betraf, erstreckt sich im 21. Jahrhundert auch auf die immaterielle Arbeit, und das nicht nur in indischen Call Centern, sondern auch in Europa, sozusagen in »inwendiger Form«. Die neuen Offshore-Inseln sind vereinzelt, mit Notebooks ausgestattete Individuen. Die Digitalisierung hat dazu geführt, dass das Schreiben als Beruf – seit jeher mit ökonomischen Risiken behaftet – ein noch prekäreres Geschäft geworden ist.

Die Plattform tritt als Vermittlungsinstanz in Erscheinung, die Spannbreite der Auftraggeber*innen reicht von Kleinstunternehmen bis hin zu global agierenden Konzernen. Die Vermittlung durch die Plattform gestaltet sich asymmetrisch, da sie stets zum klaren Vorteil der Auftraggebenden gereicht. Im Bereich der Text- und Contentproduktion spielen Plattformen den Zuhälter für alle, die es besonders billig haben wollen – kaum verwunderlich also, dass gerade auch namhafte Unternehmen wie Nike und Otto, Ebay und Zalando, EasyJet, Sixt und FlixBus zu ihren Kunden gehören. Die Plattformökonomie ist ein Umschlagplatz für Deterritorialisierungs- und Reterritorialisierungsbewegungen: Die Textarbeiter*innen werden zum Zweck der möglichst großen Mehrwertgewinnung deterritorialisiert, indem sie beispielsweise von arbeitsrechtlichen und -ethischen Einbettungen losgelöst werden und nur noch als anonyme Schreibkräfte in Erscheinung treten, während ihre Tätigkeiten mithilfe von Überwachungstechnologien reterritorialisiert werden. Im selben Schritt werden auch die Produkte der Arbeit erst de- und dann reterritorialisiert, da diese nicht mehr auf ihren Ursprung, sondern nur noch auf bekannte Marken und Konsumgegenstände verweisen.

Das plattformisierte Selbst

Die Plattformisierung der Arbeit schreitet Hand in Hand mit ihrer Prekarisierung voran. Als Phänomen lässt sich die Prekarisierung nicht allein durch den Rekurs auf Begriffe wie Repression oder ökonomischen Zwang erklären. Mindestens ebenso sehr steht sie auch mit den Lockmitteln individueller Entfaltung, Freiheit und Autonomie in Verbindung. In letzter Konsequenz werden die Textarbeiter*innen wie Fliegen in das Fliegenglas gelockt: Einmal drinnen, wird es zunehmend schwieriger, wieder herauszukommen. Das ist die eine Sogwirkung entfaltende Abwärtsspirale, die der Prekarisierung zu eigen ist (die Plattformarbeit fördert nicht unbedingt die ›Employability‹ ihrer Beschäftigten; im Lebenslauf wirkt der Eintrag ähnlich attraktiv wie ein Bewerbungsfoto mit kaputten Zähnen). Die Plattformarbeit verweist auf den sozioökonomischen Abstieg, der heute ähnlich gefürchtet wird wie die Infektion durch einen lebensbedrohlichen Virus. Die Plattformen selbst werben um ihre Arbeitskräfte mit der Aussicht, selbstbestimmter arbeiten oder auf unkomplizierte Weise ein Zusatzeinkommen akquirieren zu können. Die Behauptung, dass die auf den Plattformen angebotene Arbeit vor allem die Möglichkeit des Zusatzeinkommens eröffnen soll, ist dabei vor allem ein rhetorischer Trick, der von den Plattformbetreiber*innen immer dann ausgespielt wird, wenn es gilt, sich der Kritik an dieser Arbeitsform zu entziehen. Wie Phoebe Moore (2019, 128) schreibt, wird von den in der Gig Economy Beschäftigten erwartet, dass diese die volle Verantwortung für ihr persönliches Wohlergehen übernehmen und nicht etwa auf die Idee kommen, Stress, Angst oder Erkrankung mit den schlechten Arbeitsbedingungen in Verbindung zu bringen. Zu sehr würden derartige Schuldzuweisungen dabei stören, das Geschäftsmodell der Gig Economy als cooles Lifestyle-Angebot zu stilisieren. Ich für meinen Teil konnte, ganz prosaisch, keine Stelle inner- oder außerhalb der Universität finden (mit einer geistes- oder sozialwissenschaftlichen Promotion gehört man fast schon zum unverwertbaren Leben). Nach unzähligen, zermürbenden Bewerbungen war ich gezwungen, das zeitaufwendige und – was den finanziellen Erlös betrifft – fragwürdige Hobby der universitären Lehre und des Publizierens durch ein Zusatzeinkommen aufzubessern. In meinem Fall stützten die universitäre Beschäftigung als auch die Plattformarbeit einander als wechselseitig prekäre und pauperisierende Ausbeutungsverhältnisse. Ich nehme an, dass auf viele andere Plattform-Arbeitende ähnliches zutrifft, auch wenn es natürlich verlockend sein mag, die Kombination aus miserabler Bezahlung und minderwertiger Arbeit mit romantischen Freiheits- und Avantgardephantasien auszus schmücken. Die Normalisierung derartiger Beschäftigungsverhältnisse trägt dazu bei, die Arbeitswelt auf eine Weise ›umzuarrangieren‹, die es Arbeitgebenden erlaubt, sich der Verantwortung zu entziehen; die »strukturierte Verantwortungslosigkeit« (Honegger u. a. 2010) betrifft heute nicht mehr nur die Bankenwelt.

Der Plattformkapitalismus vereint futuristisch anmutende Ideen der Organisation und Verteilung der Arbeit mit der Wiederkehr des Gleichen, denn er vollendet auch und vor allem die neoliberale Umformung des Sozialen. Hier gibt es wirklich keine Gesellschaft mehr, sondern nur noch freischwebende, molekulare Individuen: Die Plattformarchitektur sieht nicht vor, dass es Möglichkeiten gibt, sich zu versammeln oder zu organisieren, auch die Kontakte zu den Auftraggeber*innen sind eingeschränkt und werden überwacht. In der Auftragsvermittlung durch die Plattformen bildet sich eine Ambivalenz ab, die allen Medien innewohnt, die hier jedoch in bemerkenswerter Klarheit hervortritt: Jede Vermittlung ist auch eine Trennung. Wir werden von der Möglichkeit, unseres Gleichen zu treffen genauso abgelöst wie von der direkten Anfechtung unserer Auftraggeber*innen oder der Chance auf unverhoffte Begegnungen.

Marx' Doppelfreiheit der Lohnarbeiter besagte, dass es den Menschen einerseits freistehe, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, dass sie andererseits aber auch frei von Produktionsmitteln seien (MEW 23, 183). Aber heute haben wir die Produktionsmittel (Computer und Internetzugang) bereits. Was wir nicht haben, ist ein direktes Verhältnis zu den Quellen unserer Ausbeutung. Was damit verunmöglicht wird, sind Beziehungen, die über reine Transaktionen hinausgehen. Kommunikationsformen, die Reziprozität und Austausch zwischen Textenden und Auftraggebenden zur Folge haben könnten, werden im Keim erstickt. Erstaunlicherweise geschieht das ganz ohne Druck. Weder Repression noch Gängelung, Drohung oder Schelte sind vonnöten. »Anstelle der Autorität treten die Medien« (Flusser 2009, 138). Das heißt in diesem Fall vor allem, dass die produktive Arbeit auf den Plattformen einer nahezu totalen Kontrolle unterworfen wird. Es gibt kaum Potentiale, die Plattformarbeit zu überschreiten, sie zu unterwandern oder über sie hinauszugelangen. Unsere Medientechniken konfigurieren unsere Beziehungen und den sozialen Raum. Sie sind perfekte Werkzeuge der Einsperrung: Je irrelevanter es wird, wo wir uns gerade im physischen Raum befinden, desto stärker ähneln unsere Medien mobilen Arbeitslagern, die wir überallhin mit uns mitnehmen. Angesichts dieser Rahmenbedingungen sollten wir danach fragen, wie sich solche ›Mini-Jobs‹ und Arbeiten im Dunstkreis ›neuer Selbstständigkeit‹ auf das Selbstverständnis der Textenden auswirken. Es stellt sich außerdem die Frage, wie die phänomenalen, arbeitsethischen und technologischen Aspekte mit der kapitalistischen Verwertung selbst in Zusammenhang stehen: Wie gestaltet sich das Verhältnis von Wertschöpfung und Arbeit auf diesen Plattformen? In welchem Verhältnis steht das phänomenologische Erleben der Arbeit zur abstrakten Verwertungslogik der Plattformen? Im Folgenden möchte ich versuchen, insbesondere auf diese Aspekte näher einzugehen, und sei es nur, um zu verdeutlichen, dass die Kritik einer Lebensweise im unmittelbaren Erleben selbst bereits angelegt ist.

Paranoid, aber freundlich

Die Plattformen stellen eine perfekte Infrastruktur für ausgefeilte Überwachungs- und Kontrollmöglichkeiten her. Die Aktivitäten der Texter*innen sind völlig transparent, während der Blick hinter die spiegelglasartige Plattformarchitektur ausgeschlossen ist. Wie es typisch für digitale Plattformen ist, gibt es auch auf den Texter*innenplattformen das, was ich als Überwachung erster und zweiter Ordnung bezeichne: Die Überwachung erster Ordnung ist in vielen Fällen heterarchisch und basiert auf der wechselseitigen Kontrolle und Bewertung der Plattformnutzer*innen. Im Fall der Texter*innenplattformen ist diese Wechselseitigkeit jedoch kaum gegeben, da es in erster Linie die Texter*innen sind, die die Bewertungen über sich ergehen lassen müssen, wohingegen die Kritik der Auftraggebenden oftmals unsichtbar für andere Nutzer*innen bleibt. Die Textarbeit wird vermessbar. Einerseits geschieht dies durch die Ausfüllformulare, die beispielsweise bestimmte Zeichenvorgaben nicht zu unter- oder überschreiten erlauben, andererseits durch standardisierte Bewertungsformulare, die den Auftraggebenden zur Verfügung gestellt werden. Natürlich ist es die jeweilige Plattform, die erst die jeweiligen Standards, Ziele und Messwerte der Feedbackschleifen festlegt und damit vorgibt, welche Merkmale erwünscht oder unerwünscht sind, Qualität oder mangelnde Qualität signalisieren. Daneben gibt es die Überwachung zweiter Ordnung. Diese unsichtbare Form der Überwachung wird direkt von den Plattformbetreiber*innen ausgeübt. So werden etwa die Nachrichten, die Texter*innen an Auftraggebende schreiben, überwacht, um zu verhindern, dass irgendwelche Abspra-

chen außerhalb des Plattformsystems stattfinden können (de facto ist die Plattform daher ebenso sehr eine Einrichtung zur Verhinderung wie zur Vermittlung von Arbeit). Kein System ist vollkommen. Doch der Spielraum dafür, sich dieser Form der Überwachung zu entziehen, ist begrenzt. Für die Plattform ist es intolerabel, dass ihre Lohnsklav*innen sich aus ihrer Knechtschaft gerade mithilfe der Plattform – das heißt, ausgerechnet mithilfe des Instruments ihrer Knechtschaft – befreien könnten: Das Plattformdesign richtet sich nicht zuletzt an eine potentiell dahinschwendende Widerständigkeit, die sich keinesfalls realisieren darf. In diesem Sinn weisen die Plattformen eine paranoide Struktur auf. Die Paranoia wird von psychoanalytischen Theoretiker*innen manchmal als die Angst bezeichnet, von dem grenzenlosen Genießen des Anderen überschwemmt zu werden (Pfaller 2017, 133). In der Plattformökonomie entsprechen Plattformarbeiter*innen, die sich der Plattform auf eine Weise bedienen, die tatsächlich dazu angetan wäre, ihre Situation nachhaltig zu verbessern, als Bedrohungsszenario einer solchen Angst. Dabei muss der*die Paranoide diesen Anderen paradoxerweise erfinden, um das eigene wahnhaftes System aufrechterhalten zu können. Wie Peter Fleming (2015, 36) schreibt, begleitet die Paranoia viele Organisationen des 21. Jahrhunderts (darunter, nebenbei bemerkt, natürlich auch die Universitäten): Angestellte werden zu Träger*innen einer untilgbaren Schuld, wurde ihnen doch die Arbeit gegeben. Daraus speise sich Fleming zufolge die »managerial paranoia«, sodass die Arbeitskraft immer hinter den Erwartungen zurückbleibe, die moderne Organisation fälle den Schuldspruch a priori und in jedem Fall:

»[...] this type of paranoia among the powerful is fuelled by the belief in labour's endless indebtedness. The employee is now the bearer of an infinite liability, one that can never be settled. This is why contemporary managerialism views labour as the personification of an integral lack« (ebd.).

Auch die Plattformökonomie kultiviert den paranoiden Stil der Arbeiter*innenkontrolle. Vice versa nehmen Texter*innen im Bewusstsein dieser perpetuierten Kontrolle paranoide Züge an. Dieser paranoide Zirkel wird nicht nur durch latent vorhandene Überwachungstechniken, sondern auch durch endlose Feedback- und Evaluationsschleifen aufrechterhalten. Die Arbeit wird deshalb von einer diffusen Unruhe begleitet, wie sie für das Gefühl, beobachtet zu werden, typisch ist. Naheliegenderweise führt die aus Bewertungsregimen resultierende Angst nicht unbedingt zu größerer Kreativität, Schaffens- oder Experimentierfreudigkeit, dies wiederum hat zur Folge, dass das Gefühl, eine lebendige, kreative oder sinnvolle Arbeit zu leisten, bald völlig zum Erliegen kommt (Nemkova u. a. 2019, 4).

Es ist auffällig, dass sich die Plattformen bei der Kommunikation mit ihren Arbeitskräften dafür um eine kaum zu übertreffende, entwaffnende Höflichkeit bemühen, die völlig im Gegensatz sowohl zur finanziellen Geringschätzung als auch zur Kultivierung des Misstrauens steht. Die reale Machtasymmetrie wird mit einem Zuckerguss aus gespielter Kumpanei überdeckt. Frantz Fanon (2004, 90) behauptete einst über die Kolonisierten, dass diese dazu neigen würden, von oberflächlichen Höflichkeiten und Schönfärbereien beeindruckt zu sein, ganz einfach, weil jemand, dessen Alltag entmenschlicht ist, völlig ausgehungert nach allem ist, das dazu angetan sein könnte, ihn wieder ein wenig zu humanisieren. Der Unternehmenskommunikation kommt deshalb gerade dann eine gewichtige Rolle bei der ideologischen Anrufung der Arbeitskräfte zu, wenn diese nichts zu erhoffen haben. Die Nettigkeiten sind nur die andere Seite der beinahe schrankenlosen Verfügung über die Dienstnehmer*innen. Denn zugleich nehmen die Plattformen eine allmächtige Position gegenüber ihren Schreibkräften ein. Dies ist schon daran zu erkennen, dass das User*innen-Profil und

der Account jederzeit gelöscht werden könnten. Es gibt keine Sicherheit. Die Arbeit geriert sich ganz offen als Gabe, die jederzeit zurückgenommen werden kann. Mit der Konsequenz, dass die Textenden versuchen werden, möglichst unauffällig und devot ihre Arbeit zu tun.

Abstoßung und Intrusion

Jede Form der Arbeit steht unmittelbar mit einer bestimmten Zeiteinteilung, einem Zeitregime und damit auch mit unserer Zeitwahrnehmung in Verbindung. Die willkürliche Zerstückelung der Arbeitszeit auf den Tagesablauf wurde schon früh bekämpft, während sie aus der Perspektive des Kapitals seit jeher vorteilhaft war. So sah ein britischer Beschäftigungsentwurf von 1848 vor, dass das Kapital seinen Arbeiter alle dreißig Minuten beschäftigen und dann wieder abstoßen können solle, »um ihn von neuem in die Fabrik zu ziehen und aus der Fabrik zu stoßen, ihn hin und her hetzend in zerstreuten Zeitfetzen, ohne je den Halt auf ihn zu verlieren, bis die zehnstündige Arbeit vollgemacht« (MEW 23, 307).

Infolge solcher drastischen Formen körperlicher und psychischer Ausbeutung flammten die Arbeiterkämpfe zur Etablierung des »Normalarbeitstags« (MEW 23, 294) auf. Heute wird uns das im 19. Jahrhundert verworfene, erratisch-diskontinuierliche Anziehen und Abstoßen der Arbeitskraft im Tagesverlauf als Innovation der digitalen Arbeitskultur verkauft. Zum einen ermöglicht die Festlegung und Überwachung diskreter Arbeitszeiten und -schritte nichts so einfach wie der Computer. Zum anderen wird die für das Kapital problematische Normalarbeitszeit mit anderen Messgrundlagen wie Zeilen- oder Wortgeld umgangen. Die unproduktiven, müßigen Zeiten werden auf diese Weise völlig von der Rechnung ausgeklammert: Im Unterschied zu einem normalen Angestellten werden Plattform-Texter*innen weder die kurze Plauder- und Rauchpause, noch der Gang auf die Toilette oder das Nickerchen bezahlt. Selbiges gilt für die Auftragsuche und -gewinnung, für die Informationssuche sowie für etwaige Rücksprachen mit den Auftraggebern. Zudem ist im Vergleich zu »traditionellen« werkvertraglichen Arbeiten das Honorar dieser Tätigkeiten bedeutend geringer.

Wie Steven Peter Vallas (2012, 10) schreibt, ist es in zunehmender Weise schwierig, die Demarkationslinie zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit zu ziehen. Auch im Fall der digitalen Plattformarbeit verflüchtigt sich diese Trennung. Angesichts des vorherrschenden Zeitgeistes ist es wenig überraschend, dass sich bei der Diffusion der Arbeit in das Gewebe unseres Lebens eine denkbar restriktive Bestimmung der Textarbeit durchgesetzt hat: Das Kalkül, das hinter der Bemessung der Textarbeit in Form von Zeilen- und Wortgeld steht, ist in etwa gleichwertig mit der Behauptung, dass Chirurg*innen nur dann arbeiten würden, wenn ihre Hand gerade das Skalpell führt. Die offenkundige Absurdität dieser Behauptung hindert die Plattformunternehmen nicht, mit größter Selbstverständlichkeit an ihrem Entlohnungsregime festzuhalten. Arbeits- und Lebenswelt sind heute kurzgeschlossen; Michael Hardt und Antonio Negri (2000, 402) ist darin zuzustimmen, dass das Leben selbst zu der tragenden Ressource kapitalistischer Verwertungsprozesse wird. Das bedeutet, dass Arbeit und Leben miteinander konvergieren und zunehmend ununterscheidbar werden. Wie Carl Cederström und Peter Fleming (2012, 12) beobachtet haben, träumen Programmierer*innen noch im Schlaf von den Schwachstellen ihrer Codes, während Uni-Lektor*innen auch an den Wochenenden an ihren Artikeln feilen. Cederström und Fleming (ebd., 7–17) behaupten angesichts solcher Entwicklungen, dass die Arbeit im 21. Jahrhundert zusehends zu einer Totalität werde, die uns in einen untoten Zustand versetze, »a hermeneutically sealed totality in which we are always at work. And therefore always entangled in a moment of living death« (ebd., 17).

Wenn jeder Augenblick unseres Lebens im Zeichen seiner Verwertbarkeit steht, haben wir es bereits verloren. Ähnlich wie Programmierer*innen und Dozierende werken Texter*innen auch dann, wenn sie gerade nicht schreiben, weiter an ihren Formulierungen und Konzepten. Die Textarbeit nimmt das Bewusstsein in Beschlag, sie entzieht sich dadurch wesentlich dem Takt der Uhr, ist intrusiv, bricht, wie andere Formen der intellektuellen oder affektiven Arbeit, über uns herein und beraubt uns dabei – im Tausch für ein paar Cents – unserer Schaffenskraft. Günther Anders sagte einmal sinngemäß, dass die Fließbandarbeit die angenehmste Brotbeschäftigung war, der er je nachgegangen sei, da die Eintönigkeit der immergleichen Bewegungen ihm wenigstens Raum zum Denken gelassen habe³. Die Textarbeit – mit ihren unregelmäßigen Arbeitszeiten und den Begleiterscheinungen kreativer Beschäftigung – lässt keinen Denkraum. Die von uns erzeugten Produkte gleiten auf den Fließbändern unserer Gedanken vorbei; in einer Fabrik, die wir nie verlassen können.

Sic biscuitus disintegrat

Die Aufträge auf den Plattformen weisen keine inhaltliche Kohärenz auf, sondern stellen ein Sammelsurium postmoderner Beliebigkeit dar: Schreiben Sie einen Blogbeitrag über Lampen im Danish Design (Erlös: 5,71 Euro), einen Werbetext über einen selbsthaftenden, englischen Schnurrbart für Erwachsene (1,07 Euro), einen Artikel über gute Unternehmensführung (9,92 Euro), Anti-Faltencreme (2,25 Euro), die Spieltheorie (20,12 Euro), eine weibliche Gummipuppe (aufblasbar) (1,05 Euro), Fjällräven-Rucksäcke (7,61 Euro), Vans-Sneakers (7,48 Euro).

Was macht diese wirre Mischung an Aufträgen mit den Texter*innen? Eine Phänomenologie des Plattformkapitalismus müsste zuallererst versuchen, die Zerfaserung der Aufmerksamkeit, die Zersplitterung der Tätigkeiten, die zermürbende Beliebigkeit dieser Arbeit zu beschreiben. Dabei möchte ich im Folgenden darauf aufmerksam machen, dass es sich beim Plattform-Texten wesentlich um entmenslichte Arbeit handelt, und zwar, absurder Weise, sowohl auf der Produktions- wie auf der Konsumtionsseite. Denn einerseits wird auf den Plattformen das Schreiben selbst zu einer zunehmend schematischen und deshalb durch Algorithmen substituierbaren Arbeit, zum anderen sind die Textaufträge heute oftmals nicht mehr vor allem für die Augen menschlicher Leser, sondern für die Suchmaschinenoptimierung bestimmt. Wir schreiben für Maschinen. Bald schreiben Maschinen für Maschinen. Unterdessen schreiben wir selbst wie Maschinen.

Die PR-, Blog- und Werbetexte werden dann goutiert, wenn sie möglichst formelhaft, schematisch und konventionell sind. Roland Barthes (1980) Diktum von der Lust am Text muss umgedreht werden: Die *Unlust am Text* ist im Plattformkapitalismus das Los des schreibenden Prekariats. Thorstein Veblens (1919, 30) Idee hat auch heute noch ihre Gültigkeit: Solange die Maschine der dominante Faktor in der modernen Kultur bleibt, nimmt auch das geistige und intellektuelle Leben einen Charakter an, der dem Maschinenprozess entspricht. Das Schreiben findet unter dem Druck der Schnelligkeit und Effektivität statt. Üblicherweise brauchte ich zu lange, um einen Text zu schreiben. Zu lange, das heißt nicht, dass ich die Fristen der Auftragsgeber nicht einzuhalten vermochte; zu lange, das heißt für Texter*innen vor allem, dass die aufgewendete Zeit in keiner Weise dem Erlös entspricht. Der Druck, möglichst schnell zu arbeiten, wirkt sich direkt auf die Sprache als Handwerk aus, er beeinträchtigt jedoch auch die libidinöse Besetzung der Sprache als solcher. Die Springflut an Stereotypen, die der*die Autor*in über den Text hereinbrechen lässt, um ihn

abschließen zu können, markiert das Gegenteil lebendiger Sprache: »Das Stereotype, das ist diese ekelerregende Unmöglichkeit, zu sterben« (Barthes 1980, 65).

Die Texte müssen apodiktisch klingen, Unantastbarkeit suggerieren, verführen. Letztlich soll der Wortschwall, den Textende kreieren, die Reflexion auf Distanz halten. Das Texten ist die Kunst der überzeugenden Logorrhö. Es geht nicht um fruchtbare Worte, sondern allenfalls um die Formulierung verzaubernder, reizvoller Bilder. Weder Wahrhaftigkeit noch Wissen steht hinter diesen Texten. Vielmehr handelt es sich um zusammengetragene Informationshäppchen, die von den Autor*innen nie wirklich verdaut wurden. Sie bleiben abgetrennt vom eigenen Leben. Den Grenzfall einer solchen Textproduktion bilden Aufträge, die sich in Copy-and-paste- und Umformularungsarbeiten erschöpfen. Wenig verwunderlich, dass die Artikel, die bei dieser Art des Schreibens entstehen, oftmals auf die Erstellung von Listen zurückgreifen. Wie Urs Stäheli schreibt, geht es bei Listen um die

»Schaffung von Diskontinuitäten – dies ist immer auch ein Prozess des Schneidens: Elemente werden aus einem kontinuierlichen Zusammenhang herausgelöst, um sie danach beliebig verschieben zu können. Listen zu machen, bedeutet auch eine Umwandlung analoger Verhältnisse in digitale Einheiten, die klar voneinander abgrenzbar unterscheidbar sind« (Stäheli 2011, 96).

Zugleich kaschieren Listen, dass es sich bei den Texten nur um Flickwerk handelt. Mithilfe von Listen ist es ein Leichtes, auf der Ebene der Form einen Zusammenhang des Zusammenhangslosen zu suggerieren. Ähnliches wird auch durch den Einsatz von Witz und Ironie ermöglicht. Wer einige Zeit solche Texte verfasst hat, bemerkt, wie die zerstreuten, thematisch zusammenhanglosen Aufträge auch die eigene Zerstreuung vorantreiben: Zusehends zerfasert die Aufmerksamkeit bis an den Punkt ihrer maximalen Entropie, bis zu dem Moment des affektiven Kältetods, der das Texten in blanke Langeweile kippen lässt. Gleichzeitig drängt sich die Versuchung auf, aus der Ausführung der Tätigkeit zu verschwinden, unbeteiligt abzuschweifen, das Tippen mechanisch werden zu lassen, sich in die Dissoziation zu retten.

Der Überdruß und die Schläfrigkeit sind nach innen gewendete Akte gegen etwas, das wir im Außen nicht ertragen. Nichts veranschaulicht diese innere Kapitulation so sehr wie das Gähnen, das einen bei dieser Schreiarbeit überkommt, und das ich als Zeichen einer umfassenden Kontaktlosigkeit sowohl zur inneren als auch zur äußeren Welt deute. Es handelt sich um eine groteske Gebärde. Denn das Gähnen wird traurig-kurios, wenn es nirgends Widerhall findet, niemanden anstecken kann; vor dem Bildschirm vermag es das Gähnen nicht, die für es typische, unbewusste Kollektivität hervorzubringen: Der Sozialpsychologe Richard Provine (2012, 37) spricht diesbezüglich von den »mindless behavioral echoes of yawning [...] Contagious yawns propagating through a population drive a correlated ripple of physiology and emotion, transforming group members into a collective super-organism.« Im digitalen Zeitalter gähnen wir nicht mehr gemeinsam, sondern vereinzelt: Einen minimalen Widerhall findet die gähnende Leere des Subjekts allenfalls im schwarz gewordenen Bildschirm.

Der Überdruß, der die Textproduktion begleitet, lässt daran denken, dass Walter Benjamin recht hatte: »Die Langeweile im Produktionsprozeß entsteht mit seiner Beschleunigung (durch die Maschinen)« (Benjamin 1991, 679). Im digitalen Zeitalter, in dem alles augenblicklich geschieht und weitere Beschleunigungen kaum noch vorstellbar sind, müsste das, wenn wir Benjamins Gedanken beim Wort nehmen, bedeuten, dass wir im Zeitalter absoluter Langeweile, unerschöpflicher Müdigkeit angekommen sind. Zugleich ist die Langeweile

der einzige Garant dafür, dass wir selbst noch nicht völlig zu der Maschine geworden sind, die wir werden sollen und die uns bald ersetzt. In den Arbeitszusammenhängen des digitalen Zeitalters wird Siegfried Kracauers Reflexion über die Langeweile völlig einsichtig:

»Wie nun aber, wenn man sich nicht verjagen läßt? Dann ist Langeweile die einzige Beschäftigung, die sich ziemt, da sie eine gewisse Gewähr dafür bietet, daß man sozusagen noch über sein Dasein verfügt. Langweilte man sich nicht, so wäre man vermutlich überhaupt nicht vorhanden und also nur ein Gegenstand der Langeweile mehr [...] Ist man aber vorhanden, so muß man sich notgedrungen über das abstrakte Getöse ringsum langweilen, das nicht duldet, daß man existiere, und über sich selber, daß man ihm existiert« (Kracauer 1977, 324).

Die Langeweile ist eine Abwehr gegen die Unlebendigkeit, von der man umgeben ist. Zugleich drückt sie den Wunsch danach aus, etwas zu begehren. Die Langeweile ist so gesehen nichts anderes als das Begehren nach dem Begehren in der Abwesenheit jeglichen Begehrens: »the mood of diffuse restlessness which contains that most absurd and paradoxical wish, the wish for a desire« (Phillips 1993, 71). Möglicherweise ist die Langeweile auch eine Reaktion auf den allenfalls trivialen Charme der beworbenen Konsumgüter und auf Artikel, denen die glatte Oberfläche genügt. Das eigentliche Problem mit den Textaufträgen reicht jedoch tiefer: Das Schreiben wird völlig funktional – und damit wird es vom Denken abgelöst, das nie bloß funktional ist.

Anhedonisches Schreiben

In der Plattformökonomie steht das Schreiben ganz und gar im Zeichen seiner Valorisierung. Zugleich ist heute nichts so wertlos wie das Wort. Wir versinken in Wörtern; in Wörtern, denen keine Gedanken vorausgegangen sind, die, frei von persönlichen Assoziationen, nichts anderes sind als Träger kleiner Lügen, da sie in die ideologischen Assoziations- und Begriffssysteme der Konsumgesellschaft eingebettet sind. Auf wundersame Weise schaffen wir mit der Automatisierung des Schreibens auch das Denken ab. Denn Denken, das heißt, zumindest in Europa, seit jeher auch Schreiben, und Schreiben, das bedeutet nicht in erster Linie zu tippen, sondern sich in das Unwägbarere vorzutasten. Barthes (1980, 12) bezeichnete das Schreiben als die »Wissenschaft von der Wollust« und das »Kamasutra« der Sprache. Doch in den Produkten der Texter*innenplattformen findet sich keine Wollust; die Texte sind anämisch, weil da nichts ist, das einer lebendigen Erfahrung entspräche oder auch nur nahekäme: So liegt mir nichts ferner als Unternehmensführung, fachkundiges Wissen über Hautpflege oder Begeisterung für Chi Gong, dennoch habe ich Texte geschrieben, die diese Themen nicht nur behandeln, sondern die den Anschein von profundem Hintergrundwissen und fachlicher Leidenschaft erwecken sollen. Die Texte sind durch keine ›Real Assets‹ gedeckt, weder durch Wissen noch durch Leidenschaft. Im Gegensatz zu der Ausschmückung und Apotheose der beworbenen Dinge und vorgegaukelten Lebensweisen wird das Texten selbst asketisch-zölibatär. Texter*innen haben den beworbenen Tand weder angefasst noch besessen, geschweige denn von ihm geträumt. Üblicherweise geht dem, was es wert ist, in Worte gefasst und aufgeschrieben zu werden, ein Gedanke voraus, der wiederum in unseren Gefühlen, Trieben oder Bedürfnissen, in unseren Leidenschaften und Interessen wurzelt (Wygotski 1977, 354; vgl. Lakoff/Johnson 1999). Deshalb trifft, wie Wygotski schreibt, auch der Umkehrschluss zu: »Das des Gedankens beraubte Wort ist ein

totes Wort« (ebd., 357). Das Texten ist das Aufschreiben von und das Spiel mit toten Worten, die nicht mehr länger die Frucht lebendiger Gedanken sind.

Wenn wir Glück haben, kann das Schreiben eine Form der Entfremdung darstellen, in der wir uns verlieren, um uns unvermutet in veränderter Weise wiederzufinden. Das Plattform-Texten dagegen ist eine Entfremdung ohne Wiederkehr, ohne Lebendigkeit oder Begehren; steril, bereinigt von jedem persönlichen Idiom. Mit dieser Form von Sprache (die durch uns hindurchgeht und die sich unserer bemächtigt wie jede andere Sprache) verlieren wir unsere Sprache. Es ist ein aphasisches Sprechen, das nichts anderes vermag, als auf redundante Weise die dominanten Ideologeme der Konsumgesellschaft zu lallen.

Zugleich verliert die Wortwahl als das Bemühen, etwas mithilfe von Sprache zu erfassen, an Bedeutung: In vielen Fällen sind die Plattformtexte nicht mehr länger statisch, in sich ruhend und abgeschlossen, sondern flüchtig, unstet und offen. So werden die Texte auf kommerziellen Blogs und Produktplattformen immer wieder umgeschrieben, um die Crawler der Suchmaschinen erneut auf sie aufmerksam werden zu lassen. Dadurch können mehr Seitenaufrufe und damit mehr Verkäufe oder Werbeeinnahmen generiert werden. Das geeignete Wort ist nur noch in Relation zur Anzahl der Seitenaufrufe zu denken. Das Texten stellt in diesen Fällen nicht mehr länger einen Schaffensakt dar, vielmehr erschöpft es sich in einem Prozess reinen Differierens, in Praktiken des Umsetzens, Umschreibens und Reformulierens. Dabei handelt es sich um Arbeiten, die im wesentlichen algorithmisch sind, weshalb wir davon ausgehen können, dass sie vermutlich schon bald nur noch von Algorithmen ausgeführt werden. Das unaufhörliche *if-then*, das der Besinnungslosigkeit der Konsumgesellschaft entspricht, ist zugleich die Voraussetzung der totalen Automatisierung. Im Plattformkapitalismus wird das Schreiben zu einem Fest der Bedeutungslosigkeit.

Textlawinen

Die Form des Schreibens, die sich im Fall des Plattform-Textens durchsetzt, divergiert von traditionellen Formen der Verschriftlichung. Die Schrift ist eine sonderbare Kulturtechnik. Im Geschriebenen fand sich seit jeher die Spur eines Anderen. In gewisser Weise ist das sogar die Definition eines Textes: Ein Text ist die Spur eines Anderen. Dabei ist es im Prinzip sogar unerheblich, ob es sich um einen tatsächlichen Anderen oder das Andere des Unbewussten handelt. Heute werden diese Spuren durch die Konventionalität, Vielstimmigkeit und differentiellen Prozessualität der digitalen Schriftsprache verschüttet. Die so entstandenen Texte sind das Ergebnis eines anonymen Chors, dessen Mitglieder sich nie begegnen werden. Texter*innen verschwinden hinter den Texten; sie sind austauschbar und sich dieser Austauschbarkeit bewusst. Die Ersetzbarkeit, die ein unhintergebares Faktum des modernen Arbeitslebens ist, wird in der Plattformökonomie auf die Spitze getrieben: Die Texter*innen sind Arbeitskraft-Äquivalente, nicht weniger beliebig als die Adjektive, mit denen die beworbenen Produkte ausstaffiert werden. Es entsteht eine virtuelle Reservearmee, die überall und nirgends sein kann, jedoch stets auf Abruf bereit ist. Zugleich sind wir füreinander Äquivalente, die an ihrer endgültigen, automatisierten Ersetzung arbeiten. Das ist die Kränkung, die prometheische Scham der Texter*innen.⁴

Ich sehe auffällig Parallelen zwischen der Phänomenologie des Schreibens im digitalen Zeitalter und den Merkmalen digitaler Texte. So zeigt Alan Kirby (2009, 52) auf, dass digitale Texte sich durch die folgenden Merkmale auszeichnen:

- *Gegenwärtigkeit*: Der Text existiert immer nur im Augenblick und ist konstitutiv unfertig.
- *Willkürlichkeit*: Die Zukunft des Textes ist kontingent.
- *Vergänglichkeit*: Der Text hat keine Dauer. Er ist nach seinem Erscheinen schon wieder veraltet.
- *Anonyme, multiple soziale Autorschaft*: Die Texte werden von verstreuten Einzelstimmen geschaffen, deren Identitäten unbestimmt bleiben.

Zumindest ein Teil der Texte, die durch die Aufträge auf den Textplattformen zustande kommen, entspricht den von Kirby diagnostizierten Eigenheiten digitaler Texte. Dabei stellen sich nicht nur Fragen nach den gesamtgesellschaftlichen Konsequenzen dieser Textproduktion, sondern es stellt sich auch die Frage, in welcher Weise diese Form der Textproduktion auf die Subjektivität der Autoren zurückwirkt. Gemäß Robert Musils (1962, 66) Feststellung, dass die Menschen »beim Schreiben [...] bei weitem nicht so die Worte wie die Worte die Menschen« verdrehen, fragt sich, wie das digitale Schreiben uns verdreht. Die von Kirby aufgezeigten Elemente der Gegenwärtigkeit, Willkürlichkeit, Vergänglichkeit und anonymen Autorschaft betreffen auffälligerweise nicht nur die Texte, sondern sie spiegeln auch die Erfahrungs- und Gefühlswelt ihrer Verfasser*innen wider: In dem Maße, in dem der Text immer nur im Augenblick existiert, werden auch die Textenden vom Augenblick eingenommen. Das betrifft sowohl das Schreiben selbst als auch die Auftragsuche. Die Priorisierung des Augenblicks verhindert unter anderem, dass die Textenden sich auf die Themen, die sie bearbeiten, einlassen, dass ein längerfristiges Verhältnis zum Geschriebenen oder ein integratives Wissen entstehen könnte. Die kontingente Zukunft der Texte wiederum spiegelt sich in den kontingenten Auftragsstellungen der Texter wider: Die Themen sind so vielfältig wie die Konsument*inneninteressen. Da die Texter*innen alles und nichts behandeln, bleibt der Bezug zum Gesagten aus. Die Beliebigkeit der Aufträge führt zur Beliebigkeit des Schreibens und damit zu Gefühlen von Sinnlosigkeit. Auch zu der Vergänglichkeit der digitalen Texte, wie sie Kirby hervorhebt, findet sich ein Korrelat in der Erfahrungswelt der Textenden: Denn den Textenden ist zu jeder Zeit klar, dass nichts für die Zukunft geschrieben ist, dass alles nur für die gegenwärtige Sichtbarkeit existiert und innerhalb eines Lidschlags geopfert werden kann. Dieser Umstand verhindert, dass sich eine Freude am Texten als Handwerk auszuprägen vermag. Auch das, was Kirby (2009) als multiple, soziale und anonyme Autorschaft charakterisiert, findet sich nicht nur in den digitalen Texten, sondern auch als Wahrnehmungskorrelat bei den Texter*innen: Die anonyme Autorschaft wird für einzelne Texter*innen zu einem Bedrohungsszenario der eigenen Ersetzbarkeit und Überflüssigkeit. Das Autor*innen-Subjekt wird marginalisiert und verschwindet hinter dem Text. Der Flickwerkcharakter der Texte mag darüber hinaus dazu führen, dass die Texter*innen nie das Gefühl von Autorschaft erreichen, da das Schreiben dafür zu fragmentarisch bleibt.

Jede Kulturtechnik bezieht sich auf ihre Anwender*innen zurück und bringt ihre Subjekte hervor (vgl. Vismann 2012, 445–446). So auch das Schreiben. Der Text wendet sich auf seine Verfasser*innen zurück, prägt sie und schafft sich eine*n Autor*in. Die Plattformökonomie wirkt sich deshalb nicht nur auf die Schreibpraxis, sondern auch auf die Textenden aus; auf ihre Aufmerksamkeit, ihre Leidenschaften, ihre Denkweisen, ihr Selbstverständnis.

Schlussbemerkungen

Der Plattformkapitalismus verändert nicht nur die Rahmenbedingungen der Arbeit, sondern auch die Arbeitserfahrung selbst. Die Gig Economy lässt sich nicht erschöpfend durch die Analyse ihrer ›objektiven‹ Bedingungen begreifen. Es reicht nicht aus, die schlechte Bezahlung, die entgrenzte Arbeitszeit, die lückenlose Überwachung, den fehlenden Kündigungsschutz oder die Scheinselbstständigkeit anzuführen, um ein umfassendes Verständnis dieser Arbeit zu gewinnen. Vielmehr muss die kritische Analyse digitaler Arbeitsformen die gelebte Erfahrung berücksichtigen. Im Fall von Text-Plattformen ist diese Erfahrung vor allem mit der Erfahrung des Schreibens verbunden, eines Schreibens, das sich, wie ich in diesem Artikel ausgeführt habe, in vielerlei Hinsicht vom Schreiben als kontemplativer, intellektueller und leidenschaftlicher Praxis unterscheidet. Das unerschöpfliche Sammelurium an Aufträgen, die Einbindung dieser Aufträge in diverse Valorisierungsprozesse sowie der Zeitdruck, unter dem die Plattformarbeit stattfindet, konfiguriert eine fragmentarische Aufmerksamkeit, die zugleich eine Voraussetzung für diese Form des Textens ist. Mit der Zerfaserung der Aufmerksamkeit geht einher, dass das routinierte Texten zu einer langweiligen Tätigkeit degeneriert. Diese Langeweile ist auch ein Resultat der ›postmodernen‹ Beliebigkeit des Geschriebenen: Die Vielfalt der Artikelthemen und Produkte ist unüberschaubar, zugleich bleibt diese immer dem Imperativ der Verwertbarkeit verhaftet. Mehr oder weniger explizit wird das Texten außerdem durch engmaschige Vorgaben in Bezug auf die Gestaltung und den Stil der Texte eingeschränkt. Das Schreiben nimmt auf diese Weise einen maschinellen Charakter an, der es zugleich von der Ungewissheit wie auch vom Denken und seinen affektiven Ursprüngen entfernt. Marx wäre überrascht darüber gewesen, wie recht er hatte: »All unser Erfinden und unser ganzer Fortschritt scheinen darauf hinauszulaufen, dass sie materielle Kräfte mit geistigem Leben ausstatten und das menschliche Leben zu einer materiellen Kraft verdummen« (MEW 12, 4).

Endnoten

- 1 Abgesehen von der zeitlichen Souveränität, die mir diese Plattformen zu versprechen schienen und die sich schnell – und zugegebenermaßen wenig überraschend – als Pseudofreiheit entpuppte: Die Plattformarbeit ist immer auch entgrenzte Arbeit, in der das Verhältnis von Arbeit und Freizeit kollabiert.
- 2 Die Gig-Ökonomie zeichnet sich dadurch aus, kleine Arbeitsaufträge, zumeist mithilfe digitaler Medien, auf Freelancer*innen oder scheinselfständige Arbeitende auszulagern.
- 3 Leider finde ich die betreffende Stelle im Werk Günther Anders' nicht mehr, die Aussage ist aus dem Gedächtnis zitiert.
- 4 Als *prometheische Scham* bezeichnet Günther Anders (1983, 23–26) den Umstand, dass wir uns im Vergleich zu unseren Maschinen als mangelhaft und ersetzbar begreifen: Zugleich sind wir zwar keine Maschinen, aber unser Ideal besteht in einem maschinenhaften Funktionieren, das wir nie vollends erfüllen können.

Literatur

- Anders, Günther (1983): Die Antiquiertheit des Menschen. Bd. 1. 6. Aufl., München.
Barthes, Roland (1980): Die Lust am Text. Frankfurt a. M.
Benjamin, Walter (1991): Gesammelte Schriften. Band I. Frankfurt a. M.
Berardi, Franco (2009): The Soul at Work. From Alienation to Autonomy. Los Angeles.
Böhme, Gernot (2013): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Berlin.

- Caffentzis, George (2013): *In Letters of Blood and Fire. Work, Machines, and the Crisis of Capitalism*. Oakland.
- Cederström, Carl/Peter Fleming (2012): *Dead Man Working*. Winchester, Washington.
- Fanon, Frantz (2004): *The Wretched of the Earth*. New York.
- Fleming, Peter (2015): *The Mythology of Work. How Capitalism Persists Despite Itself*. London.
- Flusser, Vilem (2009): *Kommunikologie weiter denken. Die Bochumer Vorlesungen*. Frankfurt a. M.
- Hardt, Michael/Antonio Negri (2000): *Empire*. London/Cambridge.
- Honegger, Claudia u. a. (Hg.) (2010): *Strukturierte Verantwortungslosigkeit*. Frankfurt a. M.
- Nemkova, Ekaterina u. a. (2019): *In search of meaningful work on digital freelancing platforms: the case of design professionals*. In: *New Technology, Work and Employment* 34/3, 226 – 243.
- Kirby, Alan (2009): *Digimodernism. How New Technologies Dismantle The Postmodern And Reconfigure Our Culture*. New York.
- Kracauer, Siegfried (1977): *Das Ornament der Masse*. Frankfurt a. M.
- Lakoff, George/Mark Johnson (1999): *Philosophy in the Flesh. The Embodied Mind and its Challenge to Western Thought*. New York.
- Marx, Karl (2003): *Das Kapital, Bd. 1*. In: *Karl Marx/Friedrich Engels: Werke [MEW]*, Bd. 23, 15. Aufl., Berlin.
- Marx, Karl/Friedrich Engels (1961): *Werke [MEW]*, Bd. 12, Berlin.
- Moore, Phoebe V. (2019): *E(a)ffective Precarity, Control and Resistance in the Digitalised Workplace*. In: David Chandler/Christian Fuchs (Hg.): *Digital Objects, Digital Subjects. Interdisciplinary Perspectives on Capitalism, Labour and Politics in the Age of Big Data*. London, 125 – 144.
- Musil, Robert (1962): *Nachlaß zu Lebzeiten*. Hamburg.
- Pfaller, Robert (2017): *Erwachsenensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur*. Frankfurt a. M.
- Phillips, Adam (1993): *On Kissing, Tickling and Being Bored. Psychoanalytic Essays on the Unexamined Life*. London/Boston.
- Prassl, Jeremias (2018): *Humans as a Service. The Promise and Perils of Working in the Gig Economy*. Oxford.
- Provine, Robert R. (2012): *Curious Behavior. Yawning, Laughing, Hiccapping, and Beyond*. Cambridge/London.
- Srnicek, Nick (2017): *Platform Capitalism*. Cambridge.
- Stäheli, Urs (2011): *Das Soziale als Liste. Zur Epistemologie der ANT*. In: Friedrich Balke u. a. (Hg.): *Die Wiederkehr der Dinge*. Berlin, 83 – 101.
- Vallas, Steven Peter (2012): *Work*. Cambridge.
- Veblen, Thorstein (1919): *The Place of Science in Modern Civilisation*. New York.
- Vismann, Cornelia (2012): *Das Recht und seine Mittel. Ausgewählte Schriften*. Frankfurt a. M.
- Wygotski, Lew Semjonowitsch (1977): *Denken und Sprechen*. Frankfurt a. M.